

Wolfgang J. Mommsen

Der Erste Weltkrieg und die Krise Europas

Im Rückblick auf die eben einigermaßen glimpflich vorübergegangene 2. Marokkokrise, die Europa erstmals an den Rand eines allgemeinen Krieges gebracht hatte, erklärte August Bebel am 11. November 1911 im Reichstag, daß die deutsch-französischen Spannungen keineswegs ausgeräumt seien und nach wie vor die Gefahr eines großen europäischen Krieges bestehe, der Europa in den Abgrund reißen werde:

„So wird man eben von allen Seiten rüsten und wieder rüsten, man wird rüsten bis zu dem Punkte, daß der eine oder andere Teil sagt: lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende. [...] eines Tages kann die eine Seite sagen: das kann nicht so weiter gehen. [...] Dann kommt die Katastrophe. [...] Alsdann wird in Europa der große Generalmarsch geschlagen, auf den hin 16-18 Millionen Männer, die Männerblüte der verschiedenen Nationen, ausgerüstet mit den besten Mordwerkzeugen, gegeneinander als Feinde ins Feld rücken. Aber nach meiner Überzeugung steht hinter dem großen Generalmarsch der große Kladderadatsch. [...] Die Götterdämmerung der bürgerlichen Welt ist im Anzuge.“¹

Damals wurden Bebels Ausrührungen mit großer Entrüstung aufgenommen und zugleich als phantastische Zukunftsklitterei empfunden. Heute wird man sagen dürfen, daß Bebel die künftige Entwicklung der Dinge bemerkenswert klar vorhergesehen hat, wenn auch mit einer Ausnahme, daß der Weltkrieg nicht zum Zusammenbruch des Kapitalismus und zum universellen Triumph des Sozialismus geführt hat. Die Sorge, daß der kommende große europäische Krieg, den viele erhofften und andere befürchteten, die meisten aber früher oder später erwarteten, eine neue, bisher unbekannte Qualität annehmen und die überkommenen politischen und gesellschaftlichen Ordnungen untergraben könnte, beschäftigte schon vor 1914 die nachdenklicheren Gemüter. Die verbreitete These, daß man allgemein mit einem kurzen Krieg gerechnet habe, der zu einer raschen Entscheidung rühren werde, läßt sich nicht aufrechterhalten. Bethmann Hollweg beispielsweise hielt als Folge eines europäischen Krieges einen Sturz der Monarchien und einen Triumph der Sozialdemokratie für möglich, ja für wahrscheinlich.

Bekanntlich hat Bethmann Hollweg denn auch die Entscheidungen der deutschen Diplomatie in der Julikrise, die der Sache nach den Ausbruch des großen europäischen Krieges unvermeidlich machten, als „Sprung ins Dunkle und [...] schwerste Pflicht“ bezeichnet.² Ebenso hat Sir Edward Grey in dem Augenblick, als die britischen Bemühungen, auf diplomatischem Weg einen Ausbruch des Krieges doch

aufzuhalten, sich als vergeblich erwiesen hatten, ausgerufen: „In Europa gehen die Lichter aus. Wir werden es nicht mehr erleben, wenn sie wieder angehen.“³ Die Meinung war weit verbreitet, daß der Ausbruch des Krieges auf die Tatsache zurück* geführt werden müsse, daß die überkommenen Führungsschichten den Aufgaben des Tages nicht mehr gewachsen gewesen seien. Walther Rathenau schrieb Anfang November 1914, zwei Monate nach dem Ausbruch des Weltkrieges, über die Mängel des deutschen politischen Systems:

*„Eine Kaste, tüchtig, selbstbewußt, aber der Initiative unfähig, regiert uns. Das ging solange sie sich der Rückständigkeit nicht schämte. Nun wollte sie modern sein, zerrüttete das Alte, gewann das Neue nicht, verfeindete uns der Welt, schwächte uns nach außen, und schlug los, in dem Moment, den wir nicht gewählt haben. Das Volk trägt seine Verantwortlichkeit nicht, und ist doch dazu verpflichtet. Nun muß es die Fehler seiner Herren mit seinem Blute abwaschen.“*⁴

Die weitgehende Isolierung der Führungsschichten von den breiten Schichten des Volkes war im Deutschen Reich besonders ausgeprägt, aber dies galt in kaum vermindertem Maße auch für die politischen Verhältnisse in den vergleichsweise fortgeschrittenen politischen Systemen Frankreichs und Großbritanniens. Die Krise der überkommenen Sozialordnung manifestierte sich am offensichtlichsten in der Unfähigkeit der Führungseliten, diesen Krieg zu verhüten oder, nachdem er einmal ausgebrochen war, dann doch in einer vernünftigen Weise zu führen und zu einem wie auch immer sinnvollen Ende zu bringen. Das war jedoch nur ein Symptom weit tiefer reichender Strukturmängel der alteuropäischen Ordnung. Dies war freilich damals nur wenigen Beobachtern wirklich klar. Immerhin hat beispielsweise Lenin, dessen Auge durch seine Erfahrungen mit der zaristischen Autokratie und seine entschiedene Gegnerschaft zum bestehenden System besonders geschärft war, schon im Dezember 1914 geurteilt: „Der europäische Krieg bedeutet eine gewaltige historische Krise, den Beginn einer neuen Epoche.“⁵

Im August 1914 wurden diese kritischen Stimmen zunächst einmal fast vollständig zugedeckt von einer ungeheuren Flutwelle nationaler Begeisterung, die zwar in erster Linie von den bürgerlichen Schichten getragen wurde, aber darüber hinausgehend nahezu ausnahmslos die breiten Schichten der Bevölkerung erfaßte. In allen kriegführenden Staaten drängte sich die jüngere Generation, als Kriegsfreiwillige in den Dienst der eigenen Nation zu treten. Die schweren politischen und sozialen Konflikte der Vorkriegsjahre schienen vergessen; die Geschlossenheit der Nation im Kampf um die eigene nationale Selbstbehauptung schien alle Klassen und Schichten des Volkes zu einigen. Selbst Max Weber, der über die deutsche Politik vor und nach Kriegsausbruch äußerst kritisch urteilte, ließ sich, ebenso wie die große Mehrheit der Intellektuellen, von der allgemeinen Begeisterung bei Kriegsausbruch mitreißen: „Denn einerlei wie der Erfolg ist - dieser Krieg ist groß und wunderbar.“⁶

Paradoxerweise empfanden gerade die große Mehrheit der europäischen Intellektuellen und mit ihnen viele Künstler und Schriftsteller den Ausbruch des Ersten Weltkrieges, oder, wie die Engländer noch heute sagen, des „Great War“, als einen Akt der Befreiung von der Sterilität der Vorkriegsepoche. Die Expressionisten hatten schon seit geraumer Zeit den Krieg als große Katastrophe des europäischen Hauses vorausgeahnt. Bei Georg Heym in der Lyrik und Ludwig Meidner in der expressionistischen Malerei finden sich düstere Antizipationen von Zusammenbruch, Krieg und Gewalt. Im italienischen Futurismus wurde der Kult der Gewalt ins Positive gewendet; der Krieg weise, wie man meinte, den Weg in eine neue, große, ungleich dynamischere Zukunft.

Die große Mehrzahl der europäischen Künstler sah den Krieg als ein naturhaftes Ereignis an, welches die schale Vorkriegsepoche unter sich begraben und den Weg für echteres Fühlen und gesteigerte künstlerische Kreativität frei machen werde. Die nationale Begeisterung der breiten Massen, die sich mit einem ganz unerwarteten Maß von Opferbereitschaft zum Kriegsdienst bereitfanden, eröffnete, so schien es, die Chance, eine neue, auf festerer Grundlage stehende, nationale Kultur zu begründen. Der Kultursoziologe Georg Simmel begrüßte den Krieg als ein Mittel, um aus der Erstarrung der modernen Kultur in eine Vielheit von unverbindlich bleibenden ästhetischen Angeboten und Lebensidealen auszubrechen und ein neues, ursprünglicheres Verhältnis zur Kultur ebenso wie zu den materiellen Bedingtheiten des modernen Daseins zu begründen. Henri Bergson sah im Kampf gegen die angeblich mechanistische Weltauffassung, wie sie Preußen-Deutschland, insbesondere hinsichtlich seiner militaristischen Prägung in besonderem Maße repräsentiere, die Chance zur Durchsetzung einer neuen vitalistischen Lebensphilosophie auf universaler Ebene. Emile Durkheim deutete den Weltkrieg als Chance zur Durchsetzung einer Gesellschaftsordnung, in der die moralisch-pazifizierende Funktion des Staates endgültig seine überkommene Rolle als Instanz willkürlicher Gewaltausübung ablöse. Diese Einschätzungen erwiesen sich schon bald als utopisch. Sie maßen dem Kriegsgeschehen innovative Wirkungen zu, die es in dieser Weise kaum, ja überhaupt nicht gegeben hat. Richtiger lagen hier schon Expressionisten wie Ludwig Meidner, die den Krieg als eine große, naturhafte Katastrophe, als einen Zusammenbruch von ungeahnten Ausmaßen vorausgeahnt hatten, dessen Konturen sich gar nicht würden ausmachen lassen. Denn tatsächlich war der Erste Weltkrieg in gewissem Sinne die Todeskrise des alten bürgerlichen Europa; durch ihn wurden große Teile der Vorkriegsordnungen und Institutionen zerstört, vor allem aber die sozialen Strukturen in erheblichem Umfang verändert.

Man sollte dabei bedenken, daß Europa für nahezu ein Jahrhundert von wirklich schweren allgemeinen Kriegen verschont geblieben war und sich, ungeachtet der sich sprunghaft vollziehenden Industrialisierung, eines relativ hohen Maßes von sozialer Stabilität erfreut hatte. Die europäischen Gesellschaften waren zwar von tiefen sozialen Bruchlinien durchzogen, aber gleichwohl relativ stabil gewesen. Gewiß, im Europa der Zeit vor dem Ersten Weltkriege hing alles davon ab, in welche

Sozialschicht

man

hineingeboren wurde. Angehörige der Arbeiterschaft oder, schlimmer noch, der marginalisierten Randgruppen des Kleingewerbes, des häuslichen Gesindes oder der Landarbeiterschaft waren nicht auf Rosen gebettet; hier bestand vor 1914 noch weithin wirkliche soziale Not, und der einzelne vermochte niemals aus dem für diese Schichten typischen Lebenszyklus herauszutreten, der in bestimmten Phasen seines Lebens, insbesondere im Alter, große Entbehrungen oder gar bittere Armut verhiess. Aber trotz des Aufbruchs der Arbeiterbewegung seit den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts und der pathetischen revolutionären Parolen der sozialistischen Parteien und ungeachtet der großen Wanderungsbewegungen und außerordentlichen sozialen Umschichtungen, von denen die europäischen Gesellschaften im Zuge der fortschreitenden Industrialisierung erfaßt wurden, hatte Europa vor 1914 doch ein hohes Maß sozialer Stabilität gekannt. Dies gerade auch im Vergleich mit den Entwicklungen der Zwischenkriegszeit, von der Periode während und nach dem Zweiten Weltkrieg ganz zu schweigen. Die bürgerlichen Schichten profitierten zudem in besonderem Maße von dem großen wirtschaftlichen Aufschwung, der sich im Zuge der Industrialisierung vollzog. Namentlich die Freien Berufe, die Akademikerschaft und die mit dieser in vielfältiger Weise verbundene hohe Staatsbeamtenerschaft genossen durchweg ein großes soziales Prestige und befanden sich in gesicherter Position. Der Niedergang der Aristokratie hatte sich unwiderruflich angekündigt, aber einstweilen behauptete sie immer noch weithin die Spitzenposition im politischen System und der „guten Gesellschaft“, zumal wenn, wie insbesondere im Deutschen Reich und in Österreich-Ungarn, ihre schwächer gewordene ökonomische Basis von selten des Staates abgestützt wurde. Insofern entbehrten die wehmütigen Schilderungen der Zeitgenossen von der angeblich „goldenen Zeit“ vor 1914, wie sie späterhin in zahllosen Biographien ihren Ausdruck fanden, durchaus nicht jeglicher Grundlage.

Andererseits waren im Untergrund seit langem Entwicklungen im Gange, die das politische und gesellschaftliche System des Vorkriegseuropa immer stärker unterminierten. In den letzten Jahren vor dem Kriege nahmen die sozialen Spannungen zwischen dem industriellen Bürgertum und der Arbeiterschaft wieder zu; ebenso waren die traditionellen Unterschichten, die Heimindustrie, das Gesinde, die unterbäuerlichen Schichten und Teile des Handwerks weiter abgesunken; sie erröhren den relativen wirtschaftlichen Aufstieg der Industriearbeiterschaft, oder doch wenigstens der „labour aristocracy“, als soziale Deklassierung oder hatten gelernt, diese zu fürchten. Dies gilt auch für die schrittweise Zurückdrängung des ehemals dominierenden Bildungsbürgertums durch das Wirtschaftsbürgertum im Zuge eines langfristigen sozialen Differenzierungsprozesses, der zur Zersetzung des Bürgertums als einer einheitlichen Klasse mit einem einheitlichen Ethos in eine Vielzahl von Gruppen mit höchst unterschiedlichen ökonomischen Interessen geführt hatte. Vor allem aber fühlten sich die aristokratischen Eliten durch den stillen Demokratisierungsprozeß, der seit 1880 eingesetzt hatte, in ihrer sozialen Vorrangstellung bedroht. Die herrschenden Eliten waren unter diesen Umständen nur zu sehr versucht, die nationale Ideologie und dann schließlich die Politik eines aggressiven Imperialismus nationalistischer Tonlage dazu zu benutzen,

um ihren Status durch die Ablenkung der gesellschaftlichen Energien an die europäische Peripherie abzusichern; sie mußten freilich zunehmend erfahren, daß die aufsteigenden Mittelschichten und die sich vom klassischen Bürgertum absondernde Intelligenzija die Waffe der nationalistischen Agitation ihrerseits aufgriffen und auch gegen sie und gegen die bestehenden, noch weithin hierarchisch strukturierten politischen Institutionen zu wenden vermochten.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges ist vor allem auf den Konkurrenzkampf rivalisierender Nationalismen zurückzuführen, der sich in der großen Mehrzahl der europäischen Staaten spätestens seit der Jahrhundertwende eingestellt hatte, ein Konkurrenzkampf, in dem die im engeren Sinne konservativen Gruppierungen und mit ihnen die traditionellen Machteliten, angesichts ihrer meist noch höchst exklusiven Rekrutierung, schon bald in die Defensive gerieten. Im Juli 1914 wagten sie nicht mehr, sich in Gegensatz zu den nationalistischen Strömungen in den bürgerlichen Schichten zu setzen; infolgedessen ließ man in Berlin, Wien und St. Petersburg der Kriegsfurie freien Lauf, obschon man im Grunde selbst vor einem großen Kriege zurückschreckte. Die Auseinandersetzungen über Krieg oder Frieden, welche letzterer offenbar nur auf Kosten einer Prestigeeinbuße der führenden Eliten zu haben war, waren durch seismographische Kanäle verkoppelt mit jenen in den Tiefen der Gesellschaft bestehenden wirtschaftlichen und sozialen Konflikten: die Entscheidung für eine Politik der Friedenserhaltung, selbst um den Preis einer diplomatischen Niederlage, wurde von den Führungseliten, die ihrerseits unter dem Druck der nationalistischen Einstellungen der großbürgerlichen Kreise standen, angesichts der herrschenden Bedingungen als zu risikoreich angesehen. Nicht die Arbeiterschaft und die Unterschichten waren das eigentliche Problem, ungeachtet zahlreicher Streiks und sozialer Unruhen. Noch war Unterwerfung unter „gottgewollte Obrigkeiten“, wie dies Bethmann Hollweg gelegentlich zum Ausdruck gebracht hat, weithin das Grundmuster des Sozialverhaltens, das von der Masse der Bevölkerung erwartet werden konnte;

auch im weit liberaler gesonnenen Großbritannien wurde „deference“ gegenüber Krone und Kabinett, im Sinne der Verfassungstheorie Walter Bagehots, als notwendige Vorbedingung für die Funktionstüchtigkeit parlamentarischer Regierungsweise und sozialer Ordnung angesehen. Es waren vielmehr die aufsteigenden Mittelschichten, die mit den bisherigen Formen der äußeren Politik unzufrieden waren und, wie beispielsweise Gustav Stresemann, von der Regierung eine „Politik der Stärke“ forderten, teils, weil diese ihren ökonomischen Interessen entgegenzukommen schien, teils, weil sich eine entschieden nationale Politik als ein wirksames Palliativ gegen die sozialistische Arbeiterschaft anbot.⁷

Die unmittelbaren Ursachen des Ersten Weltkrieges sind, wie offensichtlich ist, auf politischem und militärstrategischem Gebiete zu suchen, aber die langfristigen Wandlungsprozesse auf wirtschaftlichem, gesellschaftlichem und kulturellem Felde, deren Rückwirkungen auf die politische Kultur in der europäischen Staatenwelt in solchen Argumentationsmustern hervortreten, dürfen demgegenüber nicht vernachlässigt werden. Denn sie fanden einen indirekten Niederschlag in der steten Steigerung der

nationalistischen Einstellungen großer Teile der Bevölkerung, insbesondere aber der aufsteigenden Mittelschichten und der Intelligenz. Insoweit läßt sich der Erste Weltkrieg als gewaltsame Entladung der in den Tiefen der europäischen Gesellschaften existierenden Spannungsmomente deuten. Allerdings gilt dies auch umgekehrt; unter den Bedingungen des Krieges, der die Ressourcen der kriegführenden Staaten aufs äußerste beanspruchte, ließen sich die großen politischen und sozialen Konflikte, die sich vor dem Weltkriege hatten beherrschen lassen, schließlich nicht länger eindämmen. In manchen Fällen gelang es, die sich formierenden Protestbewegungen noch gerade eben abzufangen; in anderen kamen sie mit zunehmender Dauer des Krieges zu mehr oder minder gewaltsamer Entladung.

Es wäre allerdings verfehlt, die großen politischen Veränderungen und gesellschaftlichen Umschichtungen, die während oder nach dem Ersten Weltkriege in Europa eintraten, ausschließlich auf die unmittelbaren oder mittelbaren Auswirkungen des Krieges zurückführen zu wollen, obschon dieser nahezu alle Lebensbereiche der kriegführenden Staaten immer stärker in seinen Bann zog. In gewissem Sinne beschleunigte der Erste Weltkrieg nur die bereits im Gang befindlichen gesellschaftlichen Veränderungsprozesse; er tat dies freilich in außerordentlichem Maße. Veränderungen, die sich sonst über längere Zeiträume erstreckt haben würden, vollzogen sich nun angesichts der Kriegsbedürfnisse in vielfach abrupter Weise. Den betroffenen Bevölkerungsgruppen blieb in aller Regel kaum die Zeit, sich den neuen Verhältnissen anzupassen. Die Veränderungen wurden daher in der Regel als katastrophal empfunden. In diesem Sinne ist es angebracht, den Ersten Weltkrieg als „beschleunigten Prozess“ oder besser noch als eine Summe „beschleunigter Prozesse“, im Sinne des Krisenbegriffs Jacob Burckhardts, zu deuten. Diese Prozesse sich akzelerierender Veränderungen der gesellschaftlichen Verhältnisse rührten zu einer weitgehenden Destabilisierung der überkommenen politischen und sozialen Strukturen, ohne daß sogleich Steuerungsinstanzen mit genügender Legitimitätsgrundlage zur Verfügung gestanden hätten, um deren nachteilige Folgen abzumildern.

Betrachten wir einige dieser Prozesse: Anfänglich führte der Krieg zu einer Stabilisierung der bestehenden politischen und gesellschaftlichen Ordnung. In allen kriegführenden Ländern stellte sich die Bevölkerung nahezu einmütig hinter die Regierungen. Auch nachdem die Euphorie des August 1914 verblaßt war, konnten diese zuversichtlich auf die Loyalität der großen Mehrheit der Bevölkerung rechnen, einschließlich der Arbeiterschaft, deren internationalistische Traditionen an der Macht der Tatsachen zerschellt waren. Gleiches gilt von den Massenheeren, die die kriegführenden Mächte ins Feld führten. Zwar hielt die Kriegsbegeisterung der ersten Wochen des Krieges nicht lange vor, insbesondere nicht an den Fronten. Aber sie machte einer fast fatalistischen Hinnahme des Krieges als einer unabweisbaren Notwendigkeit Platz. Diese Haltung wurde allerdings durch die rückhaltlose Unterwerfung der einfachen Soldaten unter die Befehlsgewalt der von ihnen auch gesellschaftlich scharf geschiedenen Offiziere abgestützt. In allen kriegführenden Staaten wurde größter Wert auf eine rigorose Disziplinierung der einfachen Soldaten gelegt. Nur so war es überhaupt

möglich, in extrem risikoreichen und oft nahezu aussichtslosen Offensivaktionen immer wieder das Leben zahlloser Menschen aufs Spiel zu setzen, auch wenn die Erfolgsaussichten mehr als zweifelhaft waren. Die fürchterlichen Offensiven in Flandern 1914, die Somme-Offensive im Sommer 1916, die Isonzoschlacht und Falkett-hayns „Blutmühle“ von Verdun sprechen in dieser Hinsicht eine deutliche Sprache. Die seitens der Heerführer davon erhofften kriegsentscheidenden Resultate blieben indessen aus und die großen Offensiven brachten im Regelfall bei fürchterlichen Verlusten auf beiden Seiten nur wenige hundert Meter, manchmal einige Kilometer Geländegewinn. Die Operationen liefen sich im Westen endgültig im Grabenkrieg fest. Gleichzeitig stiegen der Verbrauch von Munition und sonstigen Rüstungsgütern und damit die Anforderungen an die Rüstungsindustrie ins Unermeßliche. Neben die militärische Front trat die industrielle Produktion als zweite, nicht minder wichtige Front. Damit nahmen zugleich die Belastungen und Entbehrungen für die Zivilbevölkerung in immer stärkerem Maße zu.

Das Erfordernis einer möglichst effizienten Kriegführung erlaubte es anfänglich den Regierungen, unter Berufung auf die Notwendigkeit der nationalen Solidarität aller Volksschichten, die innere Politik einstweilen gleichsam stillzustellen. Freilich erwies sich der „Burgfrieden“ im Deutschen Reich ebenso wie die „Union sacrée“ in Frankreich mit dem Fortschreiten des Krieges als brüchig und zunehmend als Fassade, hinter der die alten politischen Konflikte mit unverminderter Schärfe ausgetragen wurden, nunmehr vornehmlich unter der Flagge der Propagierung von mehr oder minder weitreichenden Kriegszielen. Seit dem Herbst 1916 wurde zunehmend erkennbar, daß keines der beiden Lager hoffen konnte, mit den bisherigen Methoden der Kriegführung eine rasche Kriegsentscheidung herbeiführen zu können; der Fehlschlag von Verdun sprach eine ebenso deutliche Sprache wie das Scheitern der mit ungeheuren Blutopfern erkaufte Somme-Offensive der Alliierten. Die deutsche Reichsleitung sah unter dem Druck einer massiven Agitation in der Öffentlichkeit im Spätherbst 1916 keinen anderen Ausweg mehr, als die Karte des unbeschränkten U-Boot-Kriegs auszuspielen, als dem letzten, angeblich unfehlbaren Mittel, um England auf die Knie zu zwingen, noch bevor die Vereinigten Staaten mit eigenen Streitkräften in die Kampfhandlungen würden eingreifen können. Die Alliierten hingegen hofften, das Kriegsglück vielleicht doch noch vor dem effektiven Eingreifen der Amerikaner zu ihren Gunsten wenden zu können, nicht zuletzt, weil sie befürchteten, daß die amerikanische Intervention ihre eigenen weiterreichenden Ziele durchkreuzen könnte. Dies führte auf allen Seiten zu einer erneuten außerordentlichen Steigerung der Kriegsanstrengungen; nunmehr wurde auch die Zivilbevölkerung rückhaltlos in die Kriegsmaschinerie eingespannt und ihr wurden zugleich immer größere Entbehrungen auferlegt.

Spätestens jetzt zeigte sich, daß die bestehenden politischen Systeme und mehr noch die traditionellen Führungseliten nicht länger ohne weiteres auf den Konsens der breiten Massen zählen konnten. Überall gerieten die politischen Verhältnisse in Bewegung. Am elastischsten reagierte das englische politische System; der

Aufstieg Lloyd Georges zu einer großen plebiszitären Figur, die das Parlament und die Parteien in den zweiten Rang verdrängte und zu einer weitreichenden Auswechslung des Führungspersonals griff, kam einer stillen Umwandlung des britischen politischen Systems gleich; der endgültige Sieg der Massendemokratie mit der Wahlreform von 1918 war nur eine Frage der Zeit. In der schwer bedrängten Dritten Französischen Republik gelang eine Stabilisierung der Verhältnisse nur mit autoritären Regierungsmethoden, die mit einem bis zum äußersten gesteigerten nationalistischen Pathos einhergingen. Die Meutereien der Fronttruppen nach der in einem Meer von Blut gescheiterten Offensive General Nivelles im Frühjahr 1917 konnten zwar unter Anwendung drakonischer Maßnahmen erstickt werden; aber nicht ganz unbegründet machte man sich jetzt in Berlin Hoffnungen, daß Frankreich und Italien den Krieg nicht mehr lange würden durchstehen können. Am dramatischsten aber waren die Entwicklungen in Rußland, das seit Februar 1917 in den Strudel revolutionärer Umwälzungen geriet.

In allen kriegführenden Staaten Europas war der neuralgische Punkt für die Erhaltung der inneren Kriegsbereitschaft der breiten Massen die Haltung der Arbeiterschaft. Zu Beginn des Krieges hatte sich diese überall hinter die eigenen nationalen Regierungen gestellt und es an Kriegsbegeisterung nicht fehlen lassen. Seit 1916 aber begann sie angesichts der großen Entbehrungen, die ihr bei der sich rapide verschlechternden Versorgungslage und gleichzeitig enormer Steigerung der Rüstungsproduktion abverlangt wurde, immer stärker an dem Sinn des Krieges zu zweifeln, vor allem aber an der Bereitschaft der herrschenden Schichten, das fürchterliche Blutvergießen auf dem Verhandlungswege zu einem Ende zu bringen. Umgekehrt stieg mit dem Wissen, daß ihre Arbeitsleistung für die Fortführung des Krieges von ausschlaggebender Bedeutung geworden war, das Selbstbewußtsein der Industriearbeiterschaft. In England und Frankreich, und ebenso im Deutschen Reich, gelang es nur noch mit Mühe, die Arbeiterschaft „bei der Stange zu halten“. Dies erforderte, den Arbeitermassen durch den Ausbau des Sozialstaates nicht nur günstigere Lebensbedingungen zu schaffen, sondern ihnen auch die Tür zur Emanzipation innerhalb der bestehenden Gesellschaft zumindest partiell zu öffnen. Unter diesen Umständen wuchs den Gewerkschaften in den kriegführenden Staaten, sogar im Deutschen Reich, die Rolle einer Nebenregierung zu, von der erwartet wurde, daß sie die Arbeiterschaft von größeren Streikaktionen abhalten beziehungsweise bei deren Beilegung eine aktive Rolle spielen sollte. Die Gewerkschaften erzwangen, im Vergleich mit anderen sozialen Gruppen gesehen, eine relative Stabilisierung der sozio-ökonomischen Lage der Arbeiterschaft innerhalb einer Gesellschaft, in der sich die Versorgung der Bevölkerung mit lebensnotwendigen Gütern beständig verschlechterte. Sie konnten aber nicht verhindern, daß starke Gruppen der Arbeiterschaft in offene Opposition zum bestehenden System traten und, im Sinne der Zimmerwalder Bewegung, einen Ausweg nur in einer vollständigen Revolutionierung der Verhältnisse und der Beseitigung des angeblich kriegserzeugenden kapitalistischen Systems sahen. Im zaristischen Rußland führten die sich beständig zuspitzenden Verhältnisse schließlich in eine revolutionäre Situation

hinein, die die extreme Linke unter Lenins und Trotzkijs Führung in ihrem Sinne auszunutzen wußte.

Die Spaltung der Arbeiterschaft in zwei einander radikal entgegenstehende Richtungen, nämlich die sozialdemokratischen Parteien, die eine Emanzipation der Arbeiterschaft auf evolutionärem Wege im Rahmen einer demokratischen Ordnung zu erreichen suchten, und die kommunistische Bewegung, die eine sozialistische Revolution als Folge des Zusammenbruchs des Kapitalismus kraft seiner immanenten Gegensätze erwartete, hatte sich in Ansätzen lange vor 1914 angekündigt. Es ist freilich die Frage, ob sie ohne den Ersten Weltkrieg jemals eine solch folgenreiche Ausprägung erhalten haben würde. Die Machtergreifung des Bolschewismus unter Lenin im Oktober 1917 setzte die völlige militärische Niederlage Rußlands und die durch nichts zu bremsende Friedenssehnsucht der russischen und ukrainischen Bauern und Arbeiter voraus. Es ist denkbar, ja wahrscheinlich, daß die kapitalistische Modernisierung des zaristischen Rußland, wie sie seit der forcierten Industrialisierungspolitik des Grafen Witte in den frühen 90er Jahren des 19. Jahrhunderts mit vielversprechenden Anfangserfolgen in Gang gekommen war, auch ohne den Ersten Weltkrieg fehlgeschlagen wäre. Ob aber Rußland, und in der Folge dann ganz Osteuropa, auch dann dem Experiment einer gewaltsamen Industrialisierung nach dem Muster des Marxismus-Leninismus unterworfen worden wäre, läßt sich füglich bezweifeln. Heute, nach dem Zusammenbruch des Marxismus-Leninismus, erscheint der Übergang der Völker des ehemals zaristischen Reiches zur bürokratischen Produktionsweise sozialistischer Observanz als ein extrem kostenreicher historischer Umweg in die Moderne.

Die Errichtung des sowjetischen Herrschaftssystems unter Führung des radikalen maximalistischen Flügels der russischen Arbeiterbewegung, mit der charismatischen Figur Lenins an der Spitze, war das vielleicht wichtigste historische Ergebnis der Zeit des Ersten Weltkrieges. Die Ausweitung der Herrschaft des Marxismus-Leninismus auf ganz Ostmitteleuropa einschließlich der östlichen Teile Deutschlands ist zwar erst eine Folge des Zweiten Weltkrieges gewesen. Aber die destabilisierenden Wirkungen der sowjetischen Herrschaft auf die europäische Sozialordnung setzten schon unmittelbar nach der Machtergreifung Lenins ein, vor allem auf die Arbeiterbewegungen im übrigen Europa. Es kam als Folge dieser Ereignisse zu einer folgenschweren Polarisierung der Arbeiterbewegung in zwei einander erbittert bekämpfende Richtungen, die sich gegenseitig politisch paralyisierten. Desungeachtet wurden die Mittelschichten von einer panischen Furcht vor der „roten Gefahr“ erfaßt und dafür bereit gemacht, den Gruppen und Parteien der extremen Rechten ihre Unterstützung zu geben, die vorgeblich den Kampf gegen den Kommunismus auf ihr Panier geschrieben hatten. In Italien fand der Faschismus bei Kriegsende günstige Vorbedingungen für seine antisozialistischen Kampagnen vor, die in einem blutigen Terror gegen die Anhänger der italienischen Sozialistischen Partei ihren spektakulärsten Niederschlag fanden. In Deutschland konnte die nationalistische Gegenrevolution, die auf die Revolution von 1918/19 folgte, zwar zunächst abgefangen werden. Aber bereits in der folgenden großen Krise, der Weltwirtschaftskrise von 1929 bis 1932, brachen auch hier die Dämme

gegenüber dem Ansturm der radikalsten aller nationalistischen Strömungen, dem Nationalsozialismus.

Die Alliierten hatten den Ersten Weltkrieg unter dem Zeichen des demokratischen Selbstbestimmungsrechtes der Völker und der Befreiung der Welt von der Knute des preußisch-deutschen Militarismus gerührt. Die Niederlage der Mittelmächte nebst dem einstweiligen Ausscheiden der UdSSR aus dem Kreis der großen Mächte - kam einem Triumph der demokratischen Idee gleich; aber es sollte sich bald erweisen, daß dieser Triumph mit allzu großen menschlichen, politischen, sozialen und ökonomischen Kosten erkaufte worden war. Die Durchsetzung einer neuen Friedensordnung in Europa gemäß Woodrow Wilsons berühmter Formel „to make the world safe for democracy“ war von vornherein mit schweren Hypotheken belastet; sie sollte denn auch kaum länger als zwei Dekaden Bestand haben.

Einige wenige dieser hypothekarischen Belastungen seien hier, ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit, knapp angesprochen. Zum ersten sei auf die außerordentlichen Verluste an Menschenleben verwiesen. Gemessen an den Verhältnissen des Zweiten Weltkrieges, der bekanntlich mit der systematischen Ausrottung von ganzen Bevölkerungsgruppen sowie riesigen Menschenverlusten im Zuge gewaltsamer Umsiedlungs bzw. Vertreibungsaktionen verbunden war, war der Erste Weltkrieg noch ein begrenzter, kein wirklich totaler Krieg. Zwar finden sich hier die Anfänge einer systematischen Kriegführung auch gegen die zivile Bevölkerung, beispielsweise mit dem Übergang zum unbeschränkten U-Boot-Krieg bzw. mit der alliierten Blockade, den Planungen für die Massenumsiedlung polnischer Bevölkerungsteile im Osten oder dem von den Bündnispartnern der Türkei mit Stillschweigen hingenommenen Holocaust an den Armeniern. Aber die Zahl der Opfer, insbesondere der im Felde Gefallenen oder lebenslänglich Kriegsbeschädigten, war dennoch sehr hoch. Fast jede Familie hatte, ob in Deutschland, Österreich, Frankreich oder Großbritannien, einen oder mehrere Gefallene zu beklagen. Die Mittelmächte hatten über 4 Millionen Kriegstote erlitten, von denen knapp die Hälfte auf das Deutsche Reich entfiel, während die Alliierten Mächte, unter Einschluß der Verluste der britischen Dominions, 5,4 Millionen Kriegsgefallene zu verzeichnen hatten, Zahlen, denen dann noch die große Dunkelziffer der an den Spätfolgen von Kriegseinwirkungen Verstorbenen sowie die große Zahl der Kriegsbeschädigten hinzugerechnet werden müssen. Die indirekten demographischen Folgen des Ausfalls eines beachtlichen Prozentsatzes der jüngeren Generation sind nicht leicht abzuschätzen, aber sie haben dazu beigetragen, daß die Nachkriegsgesellschaften gleichsam demographisch verformt und in vieler Hinsicht eines Teils ihrer biologisch vitalsten Mitglieder beraubt wurden. Insofern ist es berechtigt, für die Kriegsgeneration von einer „verlorenen Generation“ zu sprechen.

Verschärft wurden diese demographischen Verwerfungen durch die destabilisierenden Auswirkungen des Krieges und der ihm folgenden Friedensregelungen auf die ökonomischen und sozialen Strukturen der europäischen Gesellschaften, insbesondere, aber keineswegs nur, der Verlierer. Die außerordentlichen Bedürfnisse der industrialisierten Kriegführung hatten zu einer Politik der forcierten Industrialisierung,

unter einseitiger Begünstigung der kriegswichtigen Produktionszweige geführt, während die Konsumgüterindustrien und die traditionellen Exportindustrien mit administrativen Mitteln zurückgefahren wurden. Nach Ende des Krieges zeigten sich infolgedessen in einer ganzen Reihe von europäischen Wirtschaften schwerwiegende Ungleichgewichtigkeiten des wirtschaftlichen Systems, unter anderem überdimensionierte Schwerindustrien, insbesondere in Italien und im Deutschen Reich. Dadurch wurden der allgemeinen wirtschaftlichen Misere noch zusätzliche Konfliktpotentiale hinzugefügt, die in der Folge zu schweren sozialen Auseinandersetzungen Anlaß geben sollten. Komplexer lagen die Dinge hinsichtlich der Landwirtschaft. Diese erfuhr während des Krieges einen artifiziellen Boom, um nach seinem Ende auf ein Niveau zurückzufallen, welches weit tiefer lag als jenes, das man vor Kriegsausbruch innegehabt hatte. Generelle Aussagen über die Auswirkungen dieser Verwerfungen in den wirtschaftlichen Strukturen, wie sie als Folge der kriegswirtschaftlichen Erfordernisse eintraten, sind angesichts der unterschiedlichen Verhältnisse in den einzelnen europäischen Staaten nicht möglich, aber es ist gewiß, daß die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse dadurch zusätzlich erschwert wurden. Das kapitalistische Weltsystem wurde zudem durch die Reparationsverpflichtungen der Verlierermächte einerseits, die Kriegsschulden der europäischen Siegermächte gegenüber den Vereinigten Staaten andererseits, von den teilweise erheblichen Sozialisierungsverlusten der westlichen Kapitaleigner in der UdSSR ganz zu schweigen, in erheblichem Maße belastet. Dadurch wurden die Chancen für eine rasche wirtschaftliche Erholung der europäischen Volkswirtschaften noch zusätzlich verringert, denn die großen Ungleichgewichte in der Zahlungsbilanz erschwerten den internationalen Handel. Eines ist jedoch unübersehbar: große Teile der Bevölkerung hatten infolge der nachhaltigen Veränderung der ökonomischen Strukturen und der Rahmenbedingungen ihrer eigenen wirtschaftlichen Existenz Grund zur Klage, wenn auch vielleicht weniger in objektiver als vielmehr in subjektiver Hinsicht. Der alte Mittelstand, und hier insbesondere dessen traditionell privilegierte Schichten wie die Beamtenschaft und die akademischen Berufe, hatte besonders schwere Einbußen in seinem Sozialstatus hinnehmen müssen. Er sah sich vielfach subjektiv wie objektiv mit der Gefahr der Proletarisierung konfrontiert.

Unter diesen Umständen bestanden für die erfolgreiche Durchsetzung einer dauerhaften demokratischen Nachkriegsordnung wenig günstige Aussichten. Zwar hatte der Erste Weltkrieg zu einem Sieg der westlichen, demokratischen Staaten über die vergleichsweise anachronistischen autokratischen Systeme in Mittel- und Ostmitteleuropa geführt. Aber es stellte sich bald heraus, daß sich dieser Triumph der westlichen liberalen Idee fast nirgends effektiv in die Wirklichkeit umsetzen ließ. Im Gegenteil, die Nachkriegssituation blieb in nahezu allen Lebensbereichen weiterhin maßgeblich geprägt von der ideologischen Frontenbildung, wie sie sich im Ersten Weltkrieg herausgebildet hatte. Die extrem nationalistische Stimmung, die sich in den Siegerstaaten während der letzten Jahre des Krieges manifestiert hatte, erfuhr im Augenblick des Sieges eher noch eine weitere Steigerung. Die Staatsmänner der Alliierten sahen sich daher außerstande, sich auf moderate Friedensbedingungen einzulassen, die von

den Verliererstaaten allenfalls hätten hingenommen werden können; die Pariser Vorortverträge waren Zwittergebilde, die einerseits die Mittelmächte bzw. deren Nachfolgestaaten für alle absehbare Zukunft politisch und militärisch niederhalten, andererseits aber die Grundlagen für eine demokratische Ordnung legen sollten. Umgekehrt waren die Führungsschichten der Verlierermächte, die gleichsam selbst Opfer der eigenen Kriegspropaganda geworden waren, außerstande, sich in nüchterner Anerkennung der Lage auf den Boden der Tatsachen zu stellen und die Niederlage innerlich hinzunehmen. Daher bestand in Mittel- und Ostmitteleuropa nur geringe Bereitschaft, einen wirklichen demokratischen Neubeginn zu wagen. Auch jene, die sich der neuen demokratischen Ordnung verschrieben, standen noch in starkem Maße unter dem Eindruck der tiefgehenden ideologischen Polarisierung, wie sie sich während des Krieges herausgebildet hatte, einer Polarisierung, der gegenüber die scharfen nationalen Gegensätze vor dem Kriege vergleichsweise harmlos waren.

Dazu hat auch die Entwicklung auf dem Gebiet von Kultur, Wissenschaft und Kunst beigetragen. Denn erstmals in der neueren Geschichte war der Erste Weltkrieg auf allen Seiten von vornherein auch als ein Krieg der Kulturen, als ein Krieg für die Behauptung der eigenen Nationalkultur gegenüber dem Ansturm alternativer, national geprägter „Geisteskulturen“ (Scheler) geführt worden. In den sog. „Ideen von 1914“ formulierte die deutsche Akademikerschaft in freilich höchst vager Form das Programm einer spezifisch deutschen Kultur, die es gegenüber der westlichen Kultur ebenso wie gegenüber dem Barbarentum des zaristischen Rußlands zu verteidigen gelte. Teilweise geschah dies in einer Reaktion auf die scharfe Kritik von Seiten der englischen und französischen Akademikerschaft, die die beklagenswerten Vorfälle in Löwen im Herbst 1914 zum Anlaß genommen hatte, die Deutschen des Barbarismus, der gröblichen Verletzung der Menschenrechte, der Nichtachtung der großen Kunstwerke der europäischen Geschichte und des Militarismus zu bezichtigen. Die „Ideen von 1914“ wurden den westlichen „Ideen von 1789“ diametral entgegengestellt und eine besondere Idee der „deutschen Freiheit“ entwickelt, die, wie man meinte, ein echtes Gleichgewicht von Freiheit und Gebundenheit gewährleiste, während die egalitären Gesellschaften westlichen Typs angeblich ausschließlich auf materialistischen Grundlagen beruhten und dem individualistischen Erwerbstrieb auf Kosten der wahren Kulturwerte der europäischen Tradition völlig freie Hand gäben.⁸ Dem angeblich „leeren“, bloß numerisch verstandenen Individualismus der westlichen Gesellschaften wurde der „echte“ Individualismus deutscher Art gegenübergestellt, der zu freiwilliger Unterordnung unter die Ziele der Volksgemeinschaft fähig und willens sei. Der Sache nach wurde die deutsche halbkonstitutionelle Verfassungsordnung, die der Staatsbürokratie ein hohes Maß von Unabhängigkeit gegenüber den Parlamenten gab, zu einem alternativen Modell politischer Kultur hochstilisiert; allein die deutsche Form eines durch bürokratischen Sachverstand gebremsten Parlamentarismus sei geeignet, die großen Zukunftsaufgaben des heraufziehenden Zeitalters der Massen zu meistern.

Ihre krasseste Ausprägung fand diese Ideologie in Werner Sombarts im Jahre 1915 erschienenen Buche „Händler und Helden“, das die „deutsche Freiheit“ in schroffster Form

dem englischen kapitalistischen System gegenüberstellte. Während die englische Gesellschaft durchgängig von niedrigen Krämeridealen beherrscht sei und nur auf Profit, Komfort und allenfalls noch auf Sport aus sei, habe die deutsche Gesellschaft die heldischen Qualitäten, die sie in ihrer Geschichte immer wieder unter Beweis gestellt habe, nicht eingebüßt. Die deutsche Nation repräsentiere die Kulturideale des faustischen Menschentums, das eben nicht auf Gewinn und bequemen Genuß, sondern auf große, außeralltägliche Ziele ausgerichtet und von uneigennütziger Opferbereitschaft getragen sei. Um diese Kulturideale zu erhalten und nicht von englischem Krämergeist ersticken zu lassen, werde dieser Krieg geführt. Sombart verstieg sich zu den Worten:

*„Der Krieg, der die Vollendung der heldischen Weltanschauung bildet, der aus ihr hervorsticht, ist notwendig, damit diese heldische Anschauung selber nicht den Mächten des Bösen, nicht dem kriechenden Händlergeiste zum Raube werde.“*⁹

Zugestanden ging es dabei vornehmlich um Propaganda; aber Wichtigeres, Tiefergehendes war im Spiel, nämlich die Verteidigung und ideologische Legitimierung eines besonderen „deutschen Weges“ zur Moderne, der sich von der westeuropäischen Idee des angeblich egalitären parlamentarischen Systems fernhielt und demgegenüber die Vorzüge bürokratischer Organisation und sozialer Vorsorge in einem autoritär gerührten Staate nationaler Prägung idealisierte. Friedrich Naumann, obschon demokratischen Ideen näherstehend als viele seiner Zeitgenossen, hat noch 1917 das deutsche Volk als „das erste revolutionslose Großvolk des organisierten Lebensspielraums“ gepriesen, welches dazu berufen sei, die künftige Ordnung in Europa maßgeblich zu gestalten.¹⁰ Kulturelles Sendungsbewußtsein und politische Überheblichkeit gingen dabei Hand in Hand. Max Scheler zeichnete die „Überwindung des individualistischen Rationalismus der Aufklärung“ als eine der großen Aufgaben des Krieges; „die erste fundamentalste Vorbedingung für alles tiefere Verständnis geistiger Kulturwerte von Staat und Recht, Poesie und Religion“ sei „die Wiederfindung des Begriffs des 'objektiven Geistes'“ gegenüber dem relativistischen Subjektivismus des angelsächsischen Utilitarismus.¹¹ Die Mobilisierung der Traditionen des deutschen Geisteslebens unter besonderer Berücksichtigung von Goethe, Fichte, Schopenhauer und insbesondere Nietzsche geschah zum Zwecke der Begründung einer spezifisch deutschen Herrschaftsidee, die den imperialistischen Bestrebungen der deutschen Politik eine geistige Legitimationsgrundlage verschaffen sollte. Scheler skizzierte als Zukunftsideal die Begründung eines

*„solidarischen Kontinentaleuropa unter Deutschlands militärischer Führung gegen den Osten, eines Europa, das die geistige Führung der Welt dauernd behält und die edlen, denkwürdigen Traditionen der alten Mittelmeerkultur weiterführend, eine neue und größere Kultur des germanischen und romanischen Geistes schafft: militärisch gegründet auf ein machtvolleres Deutschland-Österreich“*¹²

Es gab nur wenige Denker, die sich von der Ideologie der „deutschen Freiheit“ und eines besonderen deutschen Weges in eine neue Kulturepoche, um deren Vorbereitung es in diesem Kriege gehe, einigermaßen freihielten. Dazu gehörten in Deutschland neben Sozialwissenschaftlern wie Max Weber und Leopold von Wiese und Historikern wie Veit Valentin und Walter Goetz insbesondere Ernst Troeltsch. Im Herbst 1914 hatte Ernst Troeltsch die Frage noch verneint, ob „der ungeheure Krieg, der jetzt die Flanken der beiden mitteleuropäischen Reiche mit einem Riesenwall kämpfender Truppen“ umgebe „und den europäischen Gegensatz in alle Meere und Weltteile hinaustrage“, nicht eine „Katastrophe der europäischen Kultur“ bedeute und „den Anfang vom Verfall Europas“ darstelle. Er meinte damals noch davon ausgehen zu können, daß der zu erwartende Sieg der Mittelmächte „die Unzerstörbarkeit der europäischen Mitte“ erneut bestätigen und auf Dauer gewährleisten werde. Diese sei stark genug, um der europäischen Kultur ungeachtet der destruktiven Auswirkungen des Krieges ein festes Zentrum zu geben. Jedoch sah er schon damals richtig voraus, daß „der Internationalismus der europäischen geistigen Kultur und damit das gleich nach der wirtschaftlichen Austauschgemeinschaft wichtigste Band der europäischen Gesamtheit [...] auf eine Generation hinaus aufs schwerste geschädigt“ sein würde.¹³

In der Tat vertiefte sich im Ersten Weltkrieg der Graben zwischen der deutschen und der westeuropäischen Kultur in dramatischem Ausmaß. Die westeuropäische Wissenschaft verwarf, in der Tradition der Aufklärung stehend, die Ideale der „deutschen Freiheit“ nicht ganz unberechtigt als eine verkrampfte Legitimierung deutscher Machtpolitik und des preußisch-deutschen Militarismus. Romain Rolland appellierte an die großen Repräsentanten des deutschen Geisteslebens, namentlich Gerhart Hauptmann und Thomas Mann, sich von den Exzessen des deutschen Militarismus loszusagen und für Verständigung zwischen den Völkern zu wirken. Dies veranlaßte Thomas Mann, seinen Glauben an die Besonderheit der deutschen Kultur, die in einem unversöhnlichen Gegensatz zur westlichen „Zivilisation“ stehe, und um deren Verteidigung es letztlich in diesem Kriege gehe, in seinen „Betrachtungen eines Unpolitischen“ in aller Form zu begründen. Umgekehrt machten auch die französischen Professoren die Hörsäle der Sorbonne zu einer zweiten, geistigen Front gegenüber den Mittelmächten.¹⁴ Selbst Historiker wie Alphonse Aulard und Albert Mathiez, die der sozialistischen Bewegung nahestanden, propagierten die Idee, daß der Erste Weltkrieg als eine Neuauflage des revolutionären Geistes von 1792 verstanden werden müsse und die Wiedererlangung der Rheingrenze ein legitimes Ziel der französischen Kriegspolitik darstelle. Aulard scheute nicht einmal davor zurück, selbst Romain Rolland wegen seiner Bemühungen um eine Verständigung zwischen den kriegführenden Mächten zu verunglimpfen.¹⁵ Mit dem Fortgang des Krieges brach die Kommunikation zwischen den Repräsentanten der europäischen Kultur in beiden kriegführenden Lagern nahezu völlig ab; in Frankreich verfestigte sich die These, daß die Deutschen eine „force barbare“ seien, die den Geist und das Recht zu vernichten trachte, die Wissenschaft mißbrauche und „toute douceur de vivre“ unterdrücke, zu einer allgemeinen Ansicht, die nicht länger eines Beweises

bedürfe.¹⁶ Umgekehrt gelangte in der deutschen Öffentlichkeit vollends die Auffassung zur Herrschaft, daß ein Sieg der Alliierten Mächte zugleich das Ende der Besonderheit der deutschen Kultur bringen würde; diese würde dann endgültig durch die materialistischen Zivilisationsideale und das mechanistische, formalistisch-rationale Denken des Westens verdrängt werden.

Die Polarisierung der Fronten auf kulturellem Gebiet hat auch nach dem Ende des Ersten Weltkrieges auf lange Zeit nachgewirkt. Ernst Troeltsch mußte die Erfahrung machen, daß sein Appell, man möge den Graben zwischen der deutschen und der westeuropäischen Staatsidee nicht auf alle Ewigkeit bestehen lassen, weitgehend ins Leere ging. Sein Plädoyer dafür, daß man ungeachtet der Entrüstung über die Machtpolitik der Siegermächte die großen Gemeinsamkeiten der abendländischen Tradition, die Deutschland und Westeuropa miteinander verbänden, nicht aus dem Auge verlieren dürfe, stieß überwiegend auf taube Ohren. Das deutsche Geistesleben blieb während der Zwischenkriegszeit weiterhin der Idee eines besonderen „deutschen Weges“ verhaftet, die während des Ersten Weltkrieges eine zusätzliche Verhärtung erfahren hatte. Es hielt demgemäß innerlich entschiedenen Abstand gegenüber der demokratischen Ordnung von Weimar, die man weithin als eine von den Siegermächten oktroyierte Ordnung ansah, die mit den Traditionen der deutschen Geschichte nicht vereinbar sei. Und im sozialwissenschaftlichen Denken blieb weiterhin jene Richtung vorherrschend, die der „organisch gegliederten Gemeinschaft“ den Vorzug vor der angeblich mechanistischen Gesellschaftsordnung des industriellen Systems gab, während die Soziologie beispielsweise eines Max Weber nur in sehr begrenztem Maße eine Nachfolge fand. Ungleich stärkeren Anklang fanden hingegen die Schriften Oswald Spenglers, die vor universalhistorischem Hintergrund die Idee einer organischen Sozialordnung und einer autoritären politischen Führung propagierten und dem scharfen Gegensatz zur westeuropäischen Zivilisation eine geschichtsphilosophische Weihe gaben. Durch diese Ideen, die in der Tradition der Ideologie einer besonderen „deutschen Freiheit“ standen und die Unterschiede gegenüber der westlichen politischen Kultur akzentuierten, wurde die Immunitätsschwelle der deutschen Bildungsschicht gegenüber den Verrührungen des völkischen Nationalismus abgesenkt und damit die Inanspruchnahme der großen Traditionen der deutschen Kultur durch den Nationalsozialismus erleichtert.

Umgekehrt wirkten auch in den westlichen Völkern die Vorurteile der Kriegsjahre nach. Am 2. Dezember 1918 erklärte Paul Painlevé vor der Académie Française, die deutsche Wissenschaft sei „ein riesiges Unternehmen“ gewesen, „in dem ein ganzes Volk mit geduldiger Servilität an der Herstellung der schrecklichsten Mordmaschinerie“ gearbeitet habe, „die je existierte“.¹⁷ Und es sollte noch lange dauern, bis die während des Krieges abgerissenen Beziehungen der Wissenschaften wiederhergestellt waren. Dies trug dazu bei, daß in der Zwischenkriegszeit der Gegensatz zwischen der politischen Kultur des Westens und jener des mitteleuropäischen Raumes nur unwesentlich vermindert fortbestand.

Wir sind am Ende unserer Betrachtungen. Der Erste Weltkrieg war in vieler Hinsicht eine Folge des Umstands, daß die Führungsschichten und die Institutionen der europäischen Staatenwelt den neuen Aufgaben nicht gewachsen waren, die sich im Zuge des Übergangs zur industriellen Massengesellschaft stellten. Der Krieg selbst brachte keine dauerhaften Lösungen der großen gesellschaftlichen und kulturellen Konflikte, sondern verschärfte die politischen und gesellschaftlichen Gegensätze, die Ursache seines Ausbruchs gewesen waren. Unter diesen Umständen erwies es sich als unmöglich, in Europa eine auch nur einigermaßen dauerhafte Friedensordnung zu schaffen. Die alten Nationalismen brachen bei erster sich bietender Gelegenheit aufs neue hervor, und keine der europäischen Nationen war wirklich dazu bereit, so wie dies die Völkerbundsorganisation eigendlich vorschrieb, auf eine gewaltsame Durchsetzung der eigenen nationalimperialistischen Ziele zu verzichten. Darüber hinaus hatten die sozialen, ideologischen und ökonomischen Folgen des Weltkrieges in Mitteleuropa einen günstigen Nährboden für die Ausbreitung eines extremen integralistischen Nationalismus geschaffen, der seinerseits den faschistischen Bewegungen vorarbeitete. Auch wirtschaftliche Faktoren hatten einen gewichtigen Anteil an dieser Entwicklung. Zwar konnte das kapitalistische Wirtschaftssystem mit einiger Mühe wiederhergestellt werden, aber aus vielfältigen Gründen gelang es nicht, ein einigermaßen stetiges Wirtschaftswachstum zu erreichen und die Arbeiterschaft dauerhaft in das gesellschaftliche System zu integrieren.

Infolgedessen wurde Europa in der Zwischenkriegszeit immer wieder von schweren politischen und sozialen Konflikten erschüttert, für die einvernehmliche Lösungen nicht gefunden werden konnten. Insbesondere in den krisengeschüttelten Staaten Mittel- und Ostmitteleuropas standen die miteinander rivalisierenden gesellschaftlichen Kräfte gleichsam nur Gewehr bei Fuß, um ihre Kämpfe um Stuserhalt oder Statusgewinn innerhalb einer stagnierenden Wirtschaftsordnung bei nächstbesther Gelegenheit aufs neue zu beginnen. Gleiches galt für die ethnischen Minoritäten in den neu erstandenen Nachfolgestaaten, die ganz überwiegend die 1919/20 geschaffenen Grenzziehungen nicht akzeptierten und vielfach um die Eigenständigkeit ihrer nationalen Kultur fürchten mußten. Unter diesen Umständen hatten autoritäre bzw. protofaschistische Regime und schließlich die faschistischen Bewegungen am Ende leichtes Spiel. Sie schrieben die Unbilden der Gegenwart den Auswirkungen des verlorenen Krieges oder, wie im Falle Italiens, dem angeblich „verlorenen Frieden“ zu und suchten ihr Heil in einem neuen, freilich von vornherein auf eine totale Kriegführung angelegten, Weltkrieg. Die extreme Rechte und die Nationalsozialisten wollten das Rad der Geschichte noch einmal zurückdrehen und die Niederlage von 1918 wieder wettmachen. Im zweiten Anlauf sollte doch noch das seit 1914 von den deutschen Führungsschichten angestrebte, von Deutschland dominierte Europa entstehen, gleichzeitig aber der Marxismus ausgerottet und die Sowjetmacht niedergeworfen werden. So gesehen, haben die kriegerischen Auseinandersetzungen, die mit dem Attentat von Sarajewo am 28. Juni 1914 ihren Anfang nahmen, eine Epoche der politischen Krisen und gesellschaftlichen Erschütterungen ausgelöst, deren Nachwirkungen auch unsere Gegenwart noch weiterhin bestimmen.

Anmerkungen:

- 1 Stenographische Protokolle der Verhandlungen des Reichstags, Bd. 268, Sp. 7730 C.
- 2 Eintragungen Rieziers vom 14.7.1914, in: K. Riezler, Tagebücher, Aufsätze, Dokumente, eingel. und hrsg. von K. D. Erdmann, Göttingen 1972, S. 185.
- 3 E. J. Hobsbawm, Das imperiale Zeitalter 1875 -1914, Frankfurt a. M. 1989, S. 409.
- 4 An Fanny Künster, 6.12.1914, in: Walther Rathenau in Brief und Bild, eingel. und hrsg. von M. von Eynem, Frankfurt a. M. 1967, S. 133.
- 5 Werke, Bd. 21, Berlin 1974, S. 87.
- 6 W. J. Mommsen, Max Weber und die deutsche Politik 1890 -1920, 2. Aufl., Tübingen 1974, S. 206.
- 7 Am 15.3.1910 im deutschen Reichstag - Stenographische Protokolle der Verhandlungen des Reichstags, Bd. 260, Sp. 2133ff.
- 8 Vgl.: W. J. Mommsen, Der Geist von 1914: Das Programm eines politischen „Sonderwegs“ der Deutschen, in: Ders., Der autoritäre Nationalstaat. Verfassung, Gesellschaft und Kultur im deutschen Kaiserreich, Frankfurt a. M. 1990, S. 407-421, mit weiterführender Literatur; ferner ders.. Die „deutsche Idee der Freiheit“. Die deutsche Historikerschaft und das Modell des monarchischen Konstitutionalismus im Kaiserreich, in: Staatswissenschaften und Staatspraxis, 3 (1992), Heft 1, S. 43ff.
- 9 W. Sombart, Händler und Helden. Patriotische Besinnungen, München, Leipzig 1915, S. 92.
- 10 F. Naumann, Werke. Politische Schriften, hrsg. von T. Schieder, Bd. 2: Schriften zur Verfassungspolitik, Opladen 1964, S. 460.
- 11 M. Scheler, Der Genius des Krieges und der Deutsche Krieg, Leipzig 1915, S. 65.
- 12 Ebenda, S. 353.
- 13 E. Troeltsch, Der Krieg und die Internationalität der geistigen Kultur, in: Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik, 9 (1915), S. 51.
- 14 Vgl. S. Luzzatto, Les tranchées de la Sorbonne: les historiens français et le mythe de la guerre révolutionnaire, 1914 - 1918, in: Storia della Storiografia, 20 (1991), S. 7 ff.
- 15 Ebenda, S.8f.
- 16 Ebenda, S.18.
- 17 Zitiert nach: K.-D. Erdmann, Ökumene der Historiker. Geschichte der internationalen Historikerkongresse und des Comité International des Sciences Historiques, Göttingen 1987, (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen 158), S. 98.